



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Alumneumserinnerungen : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Mumneumserinnerungen

(Fortsetzung)



er ganze Singechor der Kreuzschule bestand aus vierundfünfzig Jungen. Außer den zweiunddreißig Mumnen waren noch zweiundzwanzig da, die nicht auf dem Mumneum wohnten, sondern auf Kosten ihrer Eltern in Familien untergebracht waren oder auch die Eltern selbst in der Stadt hatten, aber am Chordienst teilnahmen, um freien Schulunterricht zu haben. Sie hießen „Kurrendaner.“

Diese vierundfünfzig zusammen hatten Sonn- und Wochentags den Chordienst in drei Kirchen zu versorgen: in der Kreuzkirche, in der Frauenkirche und in der evangelischen Hofkirche oder Sophienkirche. In der Kreuzkirche gab es Sonntags Frühgottesdienst, im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr, Vormittagsgottesdienst um halb neun Uhr und Nachmittagsgottesdienst um halb drei Uhr, jeden Wochentag dreiviertel zwei Uhr Betstunde, außerdem Donnerstags früh um sieben Uhr Wochentommunion, Freitags früh Betstunde und Sonnabends halb zwei Uhr Vesper. In der Frauenkirche war Sonntags Vormittags- und Mittagsgottesdienst, in der Woche nichts. In der Sophienkirche bestand eine eigentümliche Teilung. Sonntags Vormittags galt sie als Hofkirche, da war Hofgottesdienst, eine Einrichtung, die noch aus der Zeit stammte, wo der Hof evangelisch gewesen war; für diesen Gottesdienst war ein besondrer Organist da, und ein besondrer kleiner Singechor, die Kapellknaben. Sie sangen aber nur Sopran und Alt, daher blickten wir mit einer gewissen Geringschätzung auf sie hinab und nannten sie „Kapellschuster.“ Mittags und nachmittags dagegen galt die Kirche als Stadtkirche, und da hatten wir Kreuzschüler den Gottesdienst zu besorgen. Zu alledem kam dann noch die Kurrende, Brautmessen, Leichenfingen vor den Häusern und Leichenfingen auf den Kirchhöfen.

Um diesen vielfachen Aufgaben genügen zu können, war der Chor in verschiedner Weise gegliedert. Die Mumnen allein waren in drei „Amtsparten,“ die Mumnen und die Kurrendaner zusammen in zwei „Chöre“ und außerdem in vier „Wochenparten“ geteilt. Eine „Amtspart“ bestand also aus zehn, ein „Chor“ aus siebenundzwanzig, eine „Wochenpart“ aus dreizehn Jungen. Jede Part war, ebenso wie die beiden Chöre, vollständig vierstimmig; sie

bestand etwa aus vier Sopranisten und zwei oder drei Altisten, Tenoristen und Bassisten. An der Spitze jeder „Part“ stand ein „Vorsänger,“ an der Spitze jedes „Chors“ ein „Präsekt.“ Die beiden ersten in jeder Stimme hießen und waren „Solosänger.“

Diese ganze Einteilung wurde zu Beginn jedes Semesters, zu Ostern und zu Michaeli, von neuem festgestellt. Wer in der Zwischenzeit die Stimme wechselte, aus dem Sopran in den Alt, in den Tenor oder, was auch geschah, in den Bass umschnappte, mußte bis zu Ende des Semesters in der bisherigen Stimme weiterpfeifen. Schonung gab es da nicht. Am Semestereschluß hielt der Kantor eine kurze Stimmprobe ab; nach deren Ausfall wurde die Neuordnung der Partien vorgenommen, bei der zugleich die Neulinge mit eingereicht wurden. Ein einzigesmal kam es vor, daß der Kantor mitten im Semester einen in eine andre Stimme steckte. Er hatte in der Singestunde gehört, wie einer im Sopran fortwährend „überschnappte“; da neigte er sein Haupt, horchte herum, bis er ihn herausgefunden hatte, und führte ihn stillschweigend am Ohrläppchen zu den Tenoristen. Freilich gab es auch Fälle, wo die Jungen selbst so lange als möglich in einer Stimme zu bleiben suchten. Die beiden Solosänger im Sopran führten einen besondern, sehr vornehmen Titel: sie hießen „Ratsdiskantisten,“ und mit diesem Titel war eine schöne Einnahme verbunden, sie bekamen jeder allmonatlich vom Räte einen Thaler, gewiß insolge einer Stiftung, die in alten Zeiten einmal jemand, der in die Jungen verliebt gewesen war, gemacht hatte. Schon um dieser Einnahme willen, noch mehr aber um der sonstigen Einnahmen willen, die den Solosängern zuflossen, suchten sie so lange, als es die Stimme irgend hergab, in dieser Stellung zu bleiben. Welcher Kummer, wenn dann das hohe a nur noch mit Füstelstimme zu ermöglichen war, dann auch das g, das f, und endlich gar die Mittellage rau und krähig wurde, sodas man den Ratsdiskantisten spöttisch einen Raazdiskantisten nannte!

Entworfen wurde die neue Ordnung stets vom Kantor in Gemeinschaft mit den beiden Präsekten, und zwar in der Wohnung des Kantors, wobei es gewöhnlich ein Fläschchen Wein gab. Die entscheidende Stimme hatten aber doch die Präsekten, die ja die Einzelnen viel genauer kannten als der Kantor. Daher wurden auch vorher eine Menge Bitten an die Präsekten gebracht: da wollte der und der Vorsänger gern den und den Sopranisten in seine Part haben, da wollten hier ein paar Busenfreunde, dort ein paar Landsleute zusammen in eine Part gesteckt sein, und was dergleichen mehr war. Wenn dann die Präsekten mit dem frisch geschriebenen „Chorzettel“ aus der Kantorswohnung kamen — welches Gedränge um die Küchenthür auf der Tابلate, wo er nach altem Herkommen angeschlagen wurde! Da gab es frohe und enttäuschte Gesichter. Die Einrichtung des Chorzettels sehe ich noch deutlich vor mir. Links standen in zwei Kolonnen die beiden Chöre, rechts oben die Amtsparten, darunter die

Wochenparten. Am schwächsten war es gewöhnlich um den Alt bestellt. Ich glaube auch gar nicht, daß der Alt eine Knabenstimme ist; einen wirklich schönen Alt kann immer nur eine Frau singen. Ein Knabenalt ist nichts weiter als ein heruntergequetschter Sopran oder ein hinaufgeschraubter Tenor, und da auch im vierstimmigen Gesang, wenn er nicht figurirt ist, der Alt die undankbarste Rolle hat, so war gewöhnlich zum Alt die geringste Neigung da; am liebsten suchte man ihn zu überspringen.

Mit einem besondern Nimbus waren natürlich die beiden Präsektenstellen umgeben, besonders die erste. Der erste Präsekt hatte das Präsektenbuch in seiner Verwahrung, einen alten Quartband, den er bei seinem Amtsantritt vom Vorgänger gegen eine Kaution von fünf Thalern erhielt, um ihn später ebenso an seinen Nachfolger weiterzugeben. Dieses Präsektenbuch wurde den Augen der übrigen um keinen Preis gezeigt, sein Inhalt war tiefstes Geheimnis. Das war aber auch nötig, denn wenn der Nachfolger den Inhalt vorher gekannt hätte, hätte er sich vielleicht geweigert, es zu übernehmen: es stand nämlich weiter nichts drin als ein paar veraltete Bestimmungen und die vollständige Reihe der ersten Präsekten, zurück, wenn ich nicht irre, bis an das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, jeder von eigener Hand eingeschrieben. Das war ja gewiß fünf Thaler wert, doch war die Schätzung immerhin Gefühlsache, und darum war es klug, das Schicksal des Buches noch auf andre Weise zu sichern.

Im Frühgottesdienst in der Kreuzkirche hatten nur die Amtsparten zu singen. Nur bei ihnen war man sicher, daß sie zu so früher Stunde pünktlich und vollzählig zu haben waren. Aller drei Wochen also mußte der Mumnus auch Sonntags frühzeitig aus den Federn, die beiden andern Sonntage konnte er ausschlafen. Am schlimmsten waren auch hier wieder die Kleinen dran. Der letzte in jeder Part hatte das Amt des „Aussteckers.“ Es war das eine ganz abscheuliche Einrichtung. Die Aufgabe des kleinen Burschen bestand darin, etwa eine Viertelstunde vor Beginn des Gottesdienstes in die Sakristei zu gehen, dort den „Liederzettel“ zu holen, den der Kirchendiener (wir bezeichneten ihn mit einem etwas despektirlichen Namen, den ich hier nicht wiedergeben kann, den aber jeder „Letzte“ in der Part, in der Kammer, wie in der Schulkasse führte) vorher aus der Wohnung des Geistlichen geholt hatte, und nun die Liedernummern an den schwarzen Tafeln, die auf der Emporkirche an mehreren Säulen angebracht waren, „auszustecken.“ Diese Tafeln waren drehbar. Um die Nummern auswechseln zu können, drehte man die Tafel von der Säule herum bis an die Emporenbrüstung, trat auf die Brüstung und nahm nun die alten Ziffertäfelchen heraus, um die neuen einzuschieben. Nun denke man sich, daß diese so herumgeschlagene Tafel in keiner Weise — etwa durch einen Haken — an der Brüstung befestigt werden konnte, daß die Oberfläche der Brüstung etwas schräg war, um Gesangbücher darauf

legen zu können, daß man auf dieser schrägen Brüstung stehend mit der einen Hand die Ziffertäfelchen zu wechseln, mit der andern die Tafel zu halten und sich gleichzeitig daran anzuhalten hatte, und man wird verstehen, warum ich die Einrichtung abscheulich genannt habe. Daß in den acht Jahren meiner Mumnenzeit bei diesem Ausstecken kein Unglück vorgekommen ist, daß so ein kleiner Ausstecker nicht einmal von der Brüstung hinunter ins Schiff und in die Kirchenbänke gestürzt ist, daß ich selber nicht hinuntergestürzt bin — denn ich habe das Ausstecken hundertmal besorgen müssen —, ist mir heute ein reines Rätsel. Setzt überläuft's mich schon, wenn ich mir's nur wieder vorstelle.

In den Amtsparten hatte aber der Ausstecker auch noch das Amt des „Weckers.“ Er mußte sich am Sonnabend Abend beim Bambel melden und war nun der erste, der am Sonntag früh etwa eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes aus den Federn geholt wurde, um dann die übrigen zu wecken, die zur Part gehörten. Du lieber Gott, war das eine Not! Man sollte sich selber in wenigen Minuten zum Chordienst ankleiden, in- zwischen noch drei- bis viermal von Bett zu Bett laufen, um die Part aus dem Schläfe zu rütteln, und dann noch rechtzeitig in der Kirche sein, um das Ausstecken zu besorgen! Zum Glück gab es in jeder Part einen „Nachwecker“; das war der Vorletzte. Ehe man in die Kirche hinüberließ, überzeugte man sich, daß wenigstens der Nachwecker wirklich aus dem Bett war, und überließ es dann dem, die übrigen vollends herauszubringen. Was dem Nachwecker nicht gelang, mußten schließlich die Glocken besorgen. Sowie die Glocken zu läuten anfangen, sprangen die Letzten aus den Betten, fuhren wie der Teufel in die Hosen und standen, wenn das Orgelvorspiel vorbei war, richtig noch zum ersten Liedervers auf ihrem Platze. Der Organist dehnte schon sein Vorspiel ein bißchen aus, bis alle dawaren, und die Kirchgänger konnten sich das auch gefallen lassen, denn der Alte war, bei all seiner äußerlichen Unscheinbarkeit, ein Musikus recht von Gottes Gnaden und phantasirte herrlich. Einmal geschah aber doch das Unerhörte: der Nachwecker verschief es, und ich war der Unglückselige, den die Verantwortung traf! Ich hatte ihn, bis ich zum Ausstecken lief, nicht aus dem Bette bringen können, hatte ihm aber zuletzt noch ein paar Klitsche auf seine feisten Schenkel versetzt, in der Hoffnung, daß die eine Weile nachwirken würden. Aber die Glocken hatten ausgeläutet, der Organist hatte sein Vorspiel schon so lang gemacht, daß es anfang, auffällig zu werden, und noch immer ließ sich niemand weiter auf dem Chore sehen. Wir entschlossen uns endlich — wir, der Organist und ich! —, das Lied anzufangen. Ich sang, so laut ich konnte, um die ganze Part zu ersehen. Vielleicht merkt's niemand, dachte ich. Aber ich hatte kaum einen Liedervers gesungen, so erschien auf dem Altarplatz in der Sakristeithür das lockige Haupt des Kirchendieners. Er mußte die Sachlage sofort durchschaut haben, denn

er ist dann — wie mir erzählt wurde — hinüber in die Schule gekommen, dort schreckensbleich im Schlaßaal erschienen und — er war ein ängstliches und dabei sehr höfliches Männchen — zitternd in die Worte ausgebrochen: „Meine Herren, Sie möchtens wohl verschlafen haben, der Ausstecker singt ganz alleine drüben!“ Da kamen sie denn endlich.

Dreimal im Jahre aber sprangen wir alle vergnügt aus den Betten: zum Turmsingen am ersten Feiertage der drei hohen Feste. Das war doch immer aufs neue wieder ein Gaudium! Zu Ostern und zu Pfingsten um vier Uhr, zu Weihnachten um fünf Uhr zog die ganze Schar die enge steinerne Wendeltreppe des Kreuzturms hinan. Alle Glocken läuteten, auch die große, die nur an Festtagen bei vollem Geläute drankam. Die dicken Turmmauern schienen zu zittern. Immer näher kam das Summen und Brummen. Setzt — man hörte kein eignes Wort nicht mehr — ging's an der offenen Thür des Glockenbodens vorbei, da schwangen, an mächtigen Seilen gezogen, die Glocken auf und nieder, und dann noch höher hinauf, während der Schall wieder dumpfer wurde, bis zur Türmerwohnung. Hier ein kurzes Verschmausen — dann ging's hinaus auf den von eisernem Geländer geschützten Umgang, wo schon die Bläser des Stadtmusikchors unser harreten. Welches Vergnügen, von dort oben an einem schönen Pfingstmorgen die Stadt zu überschauen, den Altmarkt zumal, der von Menschen wimmelte, denn auch für die Bürgerschaft war ja das Turmsingen immer eine Freude; viele, die sich zu einem Pfingstaussflug aufgemacht hatten, wollten auf dem Markt erst noch den Pfingstchoral mitnehmen, der aus der Höhe herniederklang. Zu Weihnachten freilich, da sah es anders aus. Da zogen wir hinauf wie eine Schar verummelter Schreckgestalten, im Schlafrock, darüber den Winterflaus, dicke Shawls um Hals und Ohren gewickelt, und oben war manchmal eine Kälte, daß den Bläsern die Instrumente einfroren und sie aller drei, vier Töne überschnappten. Aber ein Gaudium wars doch!

Den Sonntagsvormittagsgottesdienst hatten die beiden andern Amtsparten zu besorgen; die Kurrendaner wurden zur Hälfte in die Kreuzkirche, zur Hälfte in die Frauenkirche geschickt. Für die vier Mittags- und Nachmittags-gottesdienste waren die vier Wochenparten bestimmt, die aber auch einander so nachrückten, daß innerhalb von vier Wochen jede Part einmal an jeden Gottesdienst kam. An manchen Sonntagen war man also um ein Uhr, an manchen erst um vier Uhr fertig. Ähnlich waren die Betstunden und der sonstige Wochengottesdienst verteilt, auch da kam jeder einmal an jedes. Einzelne Vertauschungen und Stellvertretungen waren mit Genehmigung der Vorsänger gestattet.

Bei den Betstunden wurden die Lieder ohne Orgelbegleitung gesungen. Der Vorsänger stimmte einfach den Choral an, und sofort wurde vierstimmig eingesetzt. Manche Vorsänger bedienten sich, um richtig anfangen zu können,

einer Stimmgabel. Doch galt das im allgemeinen nicht für ehrenvoll, der Vorsänger sollte so viel Musik im Leibe haben, daß er ohne weiteres jeden Ton angeben konnte. Man riskierte das auch, nur stellte sich dann manchmal nach zwei Zeilen heraus, daß man viel zu hoch oder viel zu tief angefangen hatte: der Diskant konnte nicht hinauf oder der Bass nicht hinunter. In der Kreuzkirche befand sich am Notenpult in der Mitte des Chors ein drehbarer eiserner Leuchter. Daran war irgendwo ein Eisenplättchen los, das, wenn man es mit dem Finger anschnippte, in Schwingungen geriet und das schönste a sumnte. Dieses Plättchen war der heimliche Tröster aller Vorsänger und hat manches Unheil verhütet.

Daß wir bei all dem vielen Kirchengehen nicht mit Erbauungsstoff überfüttert wurden, dafür sorgten wir selbst. Von hundert Predigten haben wir keine zehn mit angehört. Wenn der Prediger auf die Kanzel gestiegen war, mußten wir zwar zunächst noch ein paar Minuten aushalten; denn wenn er seine Einleitung gemacht und das „Thema“ und die üblichen „drei Teile“ genannt hatte, wurde ja erst noch der „Kanzelvers“ gesungen. Sowie aber von dem der letzte Ton verklungen war, überließen wir die weitere Ausführung der drei Teile dem Prediger und der Gemeinde, und die ganze Part verschwand aus der Kirche — geduckt und auf den Zehen, um jedes Geräusch zu vermeiden, was leider doch nicht immer gelang, denn es gab in den alten vertrockneten Chorpodien Stellen, die niederträchtig knackten, wenn man auch noch so leise auftrat. Wie lange die Predigt dauern würde, wußten wir sehr genau; jeder Prediger hatte sein bestimmtes Maß. Des einen Worte loderten wie Feuerflammen, aber in längstens fünfzehn Minuten war alles niedergebrannt; ein anderer — wir nannten ihn den „Damenprediger“ — brauchte zwanzig Minuten, bis er sich auf den Wellen seines schönen, hohen Barytons satt geschaukelt hatte; ein dritter ließ seine Mühle eine volle halbe Stunde klappern. Weit entfernten wir uns ja nicht. Im Sommer schlenderten wir ein paar mal um die Kirche oder lehnten an der Kirchthür, im Winter wärmten wir uns irgendwo, während der Frühpredigt natürlich drüben auf dem Mumneum beim Kaffee — denn an Kirchenheizung dachte damals noch niemand, empfanden wir es doch schon als eine ganz gotteslästerliche Neuerung, als in der Kreuzkirche Gasbeleuchtung eingeführt wurde und die Kirchenbesucher nicht mehr nötig hatten, im Frühgottesdienst im Winter ihr Lichtchen neben dem Gesangbuch aufzupflanzen. Im Notfall war auch der Organist da, der stets in der Kirche blieb und ein paar Vorspielgriffe mehr that, bis wir alle wieder beisammen waren. Manchmal gab es freilich auch hier ein Unglück. Einem Prediger war der Faden etwas eher ausgegangen, als wir gedacht hatten, und der Organist mußte auffällig lange spielen, um die Lücke auszufüllen. Da wurde dann wieder einmal eingeschärft, daß wir während der Predigt unbedingt auf dem Chore zu bleiben hätten. Aber nach ein paar Wochen bröckelte

doch wieder einer nach dem andern ab, der Vorsänger voran, die andern hinterher. Es war aber auch durch das Dableiben nicht jedes Unglück ausgeschlossen. Die Kapellknaben der Sophienkirche hatten für den Winter große schwarze Filzschuhe, sogenannte Bärletschen, in die sie gleich mit den Stiefeln fuhren. Sie schlossen sie gewöhnlich ein, damit wir sie nicht mitbenutzen könnten. Einmal waren aber doch ein paar stehen geblieben und wurden nun für uns während der Predigt zu einem willkommenen Spielzeug: wir facten sie uns gegenseitig mit den Fußspitzen zu. Nun lag der Altarplatz in der Sophienkirche dem Chor nicht gegenüber, sondern zur Rechten des Chores, auf derselben Schmalseite der Kirche. Da wollte es das Unglück, daß ein solcher Latsch über die Chorbrüstung flog, hinunter auf den Altar, unmittelbar vor das Kreuzifix! Wir waren starr vor Schrecken und völlig ratlos; das Ding war ja auf keine Weise dort wieder wegzubringen. Nach der Predigt kam der Geistliche zur Liturgie und sah die Bescierung. Die ganze Part wurde in die Sakristei bestellt, wir erzählten offen und ehrlich, wie alles zugegangen war, im Innern mag wohl auch der Geistliche gelacht haben, wir erhielten aber doch eine niederschmetternde Strafpredigt und zitterten noch lange vor den Folgen, die glücklicherweise ausblieben.

An manchen Sonntagen — und vor allem natürlich an den hohen Festtagen — war vormittags Kirchenmusik, wobei das Stadtmusikchor den Orchestertheil besorgte. Dazu mußte, solange die Kantate oder was es nun war, dauerte, die Part, die den Frühgottesdienst gehabt hatte, sich zur Verstärkung einfinden. Beide Chöre zusammen aber — also alle vierundfünfzig — waren nur in der Sonnabendsvesper in Thätigkeit, wo in der Regel eine Motette und dann, nach einer kurzen Liturgie, eine Arie, beides a cappella, d. h. ohne Musikbegleitung, gesungen wurde. Die Kirchenmusiken leitete der Kantor selbst, die Vesper Woche um Woche abwechselnd der erste und der zweite Präsekt.

Nur diese Kirchenmusiken und Vespers waren es denn auch, die im Laufe der Woche einige Vorbereitung in Gestalt von „Singestunden“ zu erfordern schienen; die Choräle des gewöhnlichen Gottesdienstes bedurften keiner Übung. An einem der ersten Wochentage, oft auch erst an einem der letzten, war nach dem Vormittagsunterricht „Singestunde.“ An welchem Tage, das hatte, so weit es sich um die Vorbereitung zur Vesper handelte, der Präsekt zu bestimmen, der die Woche hatte; er bestimmte auch die Motette und die Arie, die am Sonnabend gesungen werden sollten. War eine Kirchenmusik in Sicht, so setzte der Kantor eine Singestunde an, der übrigens jeden Vormittag in der „großen Freiviertelstunde“ durch den „Kantorfamulus“ in seiner Wohnung — er wohnte gleich neben der Schule in dem schmalen Schulgäßchen — begrüßt und um seine etwaigen Wünsche und Anordnungen befragt werden mußte. Die Stellung des Kantorfamulus war eine beneidete Ehren- und Vertrauensstellung, zu der sich der Kantor stets ein flinkes und freundliches

Bürschchen, gewöhnlich den zweiten Ratsdiskantisten, ausfuchte. In vielen Tagen wurde er gleich an der Saalthür abgefertigt mit dem Bescheid: „Es ist nichts heute.“ In andern wurde er aber auch hereingerufen, erhielt dann mündlich die Weisungen des Kantors, zugleich den etwa mitzunehmenden Notenpack und, wenn das Glück günstig war, auch ein Glas Weißwein, ja sogar eine halbe Buttersemmel mit geschabtem rohem Rindfleisch, denn der Kantor pflegte um diese Stunde auf seinem roten Plüschsofa zu sitzen und zu frühstücken.

Nach Schluß des Vormittagsunterrichts versammelte sich der ganze Chor, Murnnen und Kurrendaner, oben auf dem Mumneum. Da zog der Präsekt die Klingel und rief dabei entweder: „Nichts zu singen!“ oder: „Alle Singestunde!“ worauf entweder alle vergnügt aus einander stoben oder, weniger vergnügt, sich hinunter in den Singesaal versügten. In einem der letzten Wochentage, meist am Donnerstag oder Freitag, kam dann der Kantor selbst zur Singestunde, hörte sich an, was der Präsekt eingeübt hatte, probirte wohl auch an diesem Tage erst, wenns nicht schon früher geschehen war, die Kirchenmusik für den Sonntag.

Im allgemeinen wurde nicht viel geübt. Von einer Übung, um zu üben, war nie die Rede. Von den kleinen Neulingen, die zu Ostern oder zu Michaeli in den Chor eintraten, galt im eigentlichen Sinne das Wort: „Wie die Alten singen, so zwitschern auch die Jungen.“ Der Kantor sah bei der Aufnahme nur auf hübsche Stimme, „Gehör“ und ein klein wenig musikalische Vorbildung. Srgend welchen Unterricht gab es nicht für sie, sie wurden mitten drunter gestellt unter die Übrigen, und in wenigen Monaten sangen sie alles tapfer mit. Der Umkreis dessen, was gesungen wurde, war freilich nicht groß. Er bestand in der Hauptsache aus einem Bande Motetten — vielleicht vierzig — und einem Bändchen Arien — vielleicht fünfzig —, von denen manche noch dazu nie drankamen; wie bald war man da herum und konnte wieder von vorn anfangen! Die Singestunden waren deshalb auch nicht sehr beliebt, besonders wenn, wie es freilich bisweilen vorkam, recht unmusikalische Präsekten an der Spitze standen. Das Präsektenamt war nämlich ein reines Anciennitätsamt. Präsekten waren stets die beiden obersten Primaner des Singechors; ob sie besondere Befähigung dazu hatten, darnach wurde nicht gefragt, sie waren an der Reihe gewesen, mußten also verbraucht werden. Was konnte ein solcher Präsekt dem Chore viel lehren? Er trat eben hin und suchtelte mehr oder weniger anmutig mit dem Taktstock in der Luft herum, und wir sangen. Wenn p. da stand, sangen wir leise, wenn f. da stand, sangen wir laut, und auf ein leidliches crescendo und decrescendo verstanden wir uns auch. Mit Tonbildung, Aussprache, Atemverteilung, gar mit „Phrasirung,“ wovon jetzt so viel geschwafelt wird, belästigte uns niemand. Von den wohlfeilen Mägchen, mit denen sich heute jeder lumpige Gesangverein spreizt: dem unnatürlichen

Unterdrücken der unbetonten Silben, dem rohen Kontrast zwischen Fortissimo-gebrüll und Pianissimogefäusel und ähnlichem wußte man damals überhaupt noch nichts. Machten wirs gut, so machten wirs eben von selber gut, weil es uns so gefiel, weil es uns so am hübschesten zu klingen schien, und weil es immer so gemacht worden war. Es kam vor, daß der Präsekt, wenn eine Motette durchgesungen war, nicht ein Sterbenswörtchen dazu zu sagen wußte, wir hätten sie wahrscheinlich ohne Probe am Sonnabend genau so gesungen — wozu also die Singestunde? Es gab aber doch auch musikalischere Präsekten, die die hergebrachte Aufgabe einmal etwas anders auffaßten und ansaßten, die über die oder jene Stelle einen Wink zu geben wußten, sie wiederholen ließen, hie und da die Stimmen einzeln singen ließen, wohl gar — *horribile auditu!* — neue Motetten brachten, die noch nie gesungen worden waren, an der Klingel den unerhörten Ruf ertönen ließen: „Sopran und Alt Singestunde!“ u. ähnl. Die erregten dann natürlich anfangs etwas Mißvergnügen, aber schließlich waren sie uns lieber als die unmusikalischen, bei denen alles, wie von selber, in den hergebrachten Gleisen trottete.

Etwas mehr zu üben und zu probiren gab es in den acht oder vierzehn Tagen vor Ostern, Pfingsten und Weihnachten. An den drei hohen Festen waren an beiden Feiertagen fast alle Gottesdienste mit Kirchenmusik ausgestattet. Dazu kam, daß am Karfreitag stets ein „Oratorium“ aufgeführt wurde — etwa Beethovens „Christus am Ölberge“ oder Haydns „Sieben Worte des Erlösers am Kreuze.“ Dazu mußten doch ausnahmsweise etwas größere Anstrengungen gemacht werden, der Kantor hielt da öfter selbst einmal eine Singestunde ab, wobei wir seine Geschicklichkeit, aus der Partitur — er hatte nie Klavierauszüge! — eine klangvolle, alles Wesentliche erschöpfende Klavierbegleitung zu schaffen, immer aufs neue bewunderten, und endlich wurde dann eine große, gewöhnlich einen ganzen Vormittag ausfüllende „Musikprobe“ mit dem Stadtmusikchor abgehalten, bisweilen in der Kirche, oft aber auch nur im Singesaal der Schule, obwohl in der Kirche die Sänger und Spieler ganz anders aufgestellt waren als im Saale, also sehr leicht einmal hätte „umgeschüttet“ werden können. Es kam aber selten ein Unglück vor; höchstens daß einmal einer von den Bläsern, die auf dem linken Seitenchor standen und daher der zusammenhaltenden Gewalt der Taktstockspitze und der Blicke des Kantors etwas weiter entrückt waren, an unrechter Stelle dazwischenfuhr. Freilich entfinne ich mich auch des peinlichen Vorgangs, daß ein Chorsatz — ich glaube gar, es war in einem Karfreitagsoratorium — infolge der Unsicherheit des Orchesters vollständig in Verwirrung kam, der Kantor abklopfen und, während sich die Köpfe aller Zuhörer ängstlich nach dem Chore richteten, den Satz von vorn beginnen mußte.

Eine ganz eigentümliche gottesdienstliche Aufgabe war endlich noch die „Büttelei,“ d. h. der Gesang beim Gottesdienst im Gefängnis. Aller vier

Wochen, glaube ich, fand an einem Wochentage früh im Gefängnis ein regelrechter Gottesdienst mit Predigt statt, zu dem eine kleine Anzahl Chorschüler kommandirt wurden. In einem engen Betzimmer saßen, getrennt und hinter hohen Ständen abgeschlossen, die gefangenen Männer und Frauen; für uns stand eine kleine Bank neben der Kanzel, den Mädchen gegenüber. Es war immer eine schaurige Stunde für uns. Bald malten wir uns aus, daß einer von den Graukitteln, deren Köpfe dort über die Holzwand schauten, ausbrechen könnte, bald beschäftigten uns die Gesichter, Thaten und Schicksale der zum Teil sehr hübschen Sünderinnen, die uns gegenüber saßen und die jedesmal in lautes Schluchzen ausbrachen, wenn der Prediger sich besonders an sie wandte und ihnen ins Gewissen redete. Wir waren froh, wenn wir wieder in der freien Luft waren — auch schon unsrer Nasen wegen, denn das ganze Haus roch nach armen Sündern.

Damit wäre wohl erschöpft, worin unsre gottesdienstlichen Aufgaben bestanden. Nun die außergottesdienstlichen. Was wir „Kurrende“ nannten, war nur noch ein kümmerlicher Überrest der Einrichtung, die es ehemals gewesen war, vielleicht nicht einmal das, vielleicht nur die Übertragung des alten Namens auf etwas anderes. Mit Kurrende bezeichnet man ja eigentlich die Sitte, daß die Chorschüler an gewissen Festtagen Choräle und Lieder singend durch die Straßen zogen. Das war zu meiner Zeit längst abgekommen. Kurrende nannten wir folgendes. An einzelnen Sonntagen lief der ganze Chor, Alumnen und Kurrendaner, unmittelbar nach Schluß des Vormittagsgottesdienstes vor einige in Altstadt am Markt und in der Nähe des Marktes gelegene Häuser, eins auf der Schloßgasse, eins auf der Weißengasse u. s. w. — es waren drei oder vier —, stellte sich im Halbkreis um die Hausthür, der Präfekt an die Thür, und sang eine Motette oder Arie. Wahrscheinlich lagen alte Stiftungen zu Grunde; irgend jemand hatte in alter Zeit auf ein Haus ein Darlehen, eine Hypothek gegeben, aber keine Zinsen genommen, sondern die Zinsen an die Schule gewiesen und sich dafür das Singen ausbedungen. Uns war die Einrichtung im höchsten Grade unangenehm. Aus mehreren Gründen. Erstens raubte sie vielen die kurze Erholungspause zwischen dem Vormittags- und dem Mittagsgottesdienst und ließ ihnen kaum ein paar Minuten zum Essen übrig. Der Hauptgrund aber war die garstige Prostitution vor dem Sonntagspublikum. Ich muß hier mit ein paar Worten unsrer Kleidung gedenken.

Als ich 1854 Chorschüler wurde, war unsre vorgeschriebene Kleidung für alle Chordienstlichen Frack und Zylinder! Ich sehe mich noch als zehnjährigen Jungen, wie ich zum erstenmale während der Mittagspredigt vor der Sophienkirche auf dem Straßenpflaster stand und in der Mittagssonne meinen eignen Schatten in Frack und Zylinder bewunderte. Zu beiden gehörte eigentlich noch ein Drittes, nämlich ein Chormantel aus schwarzem Mohair,

ohne Schnitt, ein Ding, etwa wie es einem der Haarschneider umhängt. Aber dieser Chormantel wurde bei der Aufnahme nur erwähnt, drauf gedrungen wurde nicht mehr, und so schaffte sich ihn auch niemand mehr an. Es gab aber noch eine Anzahl aus frühern Jahren in den kleinen Kurrendanerschränken, die auf der Tablette standen, und in denen die Kurrendaner für unvorhergesehene Fälle Zylinder, Frack und Gesangbuch aufbewahrten; da lagen auch noch ein paar solche Mäntel, und ich habe selbst noch einige von uns in diesen dünnen, fadenscheinigen Lirepipien beim Straßensingen herumlaufen sehen. Für gewöhnlich nun, und auch zum Gottesdienst, brauchten wir nur im dunkeln Anzuge zu gehen. Dazu trugen wir eine grüne Mütze, die in Dresden sehr geschickt und fein angefertigt wurde, noch geschickter und feiner in Leipzig bei der Witwe Saft in Auerbachs Hof, von wo, wer das Geld dazu übrig hatte, sich alljährlich eine neue kommen ließ. Es waren das noch wirkliche Mützen, weich, nach wenigen Wochen des Gebrauchs sich in hübschen Falten zusammensetzend, nicht solche Sammertöpfe mit Rohr und Pappe, wie man sie heute trägt. Aber bei allem Straßensingen, auch beim Kirchhofsingen, war der Zylinder vorgeschrieben. Nun denke man sich, daß wir in diesem Aufzuge, der uns selber lächerlich war, Sonntags vormittags um elf Uhr an einem Hause auf der Schloßgasse, wo schon damals um diese Zeit die vornehme Welt flanirte, uns vor die Hausthür stellen und singen sollten! Als kleiner Kerl verschwand man ja unter den übrigen und steckte die Nase ins Notenbuch. Aber als Präfekt da stehen, dirigiren und sich angaffen lassen zu müssen — es war abscheulich. Kein Wunder, daß die Kurrende so selten wie möglich, nur aller vier bis sechs Wochen einmal abgehalten wurden, und daß uns der Ruf an der Klingel: „Alle Kurrende!“ wohl das verhaßteste Kommando war. Mitunter vergingen sogar Monate, ehe einmal an die Kurrende gedacht wurde; wenn sie nur nicht ganz einschliefe.

Das Haus auf der Schloßgasse wechselte zu meiner Zeit einmal seinen Besitzer, und der neue — seines Zeichens ein Schneider — mochte bei der Übernahme unter alten Papieren auch die Stiftungsurkunde unsers Singens gefunden haben, er bestand plötzlich auf seinem Schein und verlangte, daß wir jeden Sonntag vor seinem Hause singen sollten. Das Schularchiv war natürlich auch im Besitz der Urkunde, es wurde nachgesehen, und siehe da, der Mann hatte Recht. Aber in der Urkunde stand nur von einem Liedervers etwas, und wir hatten doch immer eine lange Motette gesungen. Da gingen wir denn wirklich einige Sonntage hinter einander hin und sangen unsern Liedervers. Das hatte der gute Mann nicht erwartet. Er bat, wir möchten wieder kommen, so oft wir wollten, aber nur ja eine Motette singen, und so kehrten wir denn bereitwillig zu der frühern Einrichtung zurück.

Außer dem regelmäßigen Chordienst gab es nun aber noch unregelmäßigen, außerordentlichen. Dazu gehörten vor allem die Leichensingen. Diese

waren von doppelter Art. Die einen führten den seltsamen Namen „Extra“ und hatten große Ähnlichkeit mit der Kurrende. Wenn nach Schluß des Vormittagsunterrichts an der Klingel der Ruf ertönte: „Erstes Chor Extra!“ — zu unsrer Schande muß ich gestehen, daß „Chor“ in unserm Sprachgebrauch als Neutrum behandelt wurde —, so waren wir auch nicht gerade erbaut. Der erste Chor machte sich dann unter Führung seines Präfekten nach dem Sterbehaufe auf, von wo das Singen bestellt worden war; dort bildeten wir wieder den üblichen Halbkreis um die Hausthür und sangen zwei Sterbelieder aus dem Gesangbuch und eine Trauerarie. Für diese Leistung wurden — zwei Thaler bezahlt, wovon der führende Präfekt fünfzehn Neugroschen und der Kantor, der inzwischen ruhig zu Hause auf seinem Sofa saß, auch fünfzehn Neugroschen bekam; der zweite Thaler wanderte in die „Chorkasse.“ Wo sich diese befand, wer sie verwaltete, was daraus bezahlt wurde, habe ich nie erfahren; wir fragten damals auch nicht darnach. Die Leute, die sich solche Extra singen ließen, waren meist Kleinbürger, die noch an den Gebräuchen der Altvordern festhielten; sie wohnten auch meist in der innern, alten Stadt, sodaß wir nicht weit zu laufen hatten. Es kam aber doch auch vor, daß wir weit hinaus in die Vorstadt mußten, der Präfekt *μικρὰ βίβας* voran, die schwarze Schar in kleineren Schritten eilig hinterher. Dann fragten wir wohl ungeduldig: „Wo ist es denn? weiß es keiner, was ist?“ bis endlich der Präfekt, der sich in vornehmes Schweigen hüllte oder höchstens einigen der Obern Aufschluß gab, an der betreffenden Hausthür Halt machte.

Bisweilen geschah es, daß solche Singen für den Abend bestellt wurden, mit Fackeln. Das ließ man sich schon eher gefallen, das war doch eine interessante Abwechslung. Wir mußten die qualmenden Pechfackeln während des Singens selber halten, und das war ein Hauptpaß. Bei solchen „Fackelsingen“ wurde auch zur Schonung der Kleider alles hervorgesucht, was noch von alten Chormänteln aufzutreiben war.

Vornehmer, beliebter und zahlreicher als die Extra waren die Singen auf den Kirchhöfen bei Begräbnissen. Sie hatten einen noch wunderlicheren Namen: ein solches Leichensingen beim Begräbnis hieß ein „Bär“ — ich schreibe das Wort, so wie wirs sprachen. Vom Brumm- und Tanzbär unterschied es sich sprachlich nur in der Mehrzahl: die hieß nicht Bären, sondern Bäre. Woher dieser seltsame Name stammen mochte, die Frage hat uns viel beschäftigt. Der Bär wurde nur von einem Doppelquartett gesungen, und zwar immer von denselben acht, nämlich von den beiden Präfekten und sechs Solosängern. Der Idee nach sollten es wohl eigentlich aus jeder Stimme die beiden besten Sänger sein, und die waren es ja auch unzweifelhaft im Sopran und im Alt. Nun sollten und wollten aber doch auch stets die beiden Präfekten dabei sein, denn die Bäre bildeten das Jahr über eine fette Einnahme, das Geld dafür floß nicht in jene geheimnisvolle Chorkasse, sondern in die

Taschen der Sänger. Man konnte aber doch auch im Tenor und Baß wenigstens den ersten Solofänger nicht ausschließen. Wenn beide Präsekte zufällig von Natur Tenoristen gewesen wären, so wäre der Solofänger im Tenor um seine Bäre gekommen. Die Sache wurde also, wenn irgend möglich — und es mußte möglich sein —, so eingerichtet, daß der eine Präsekte Tenor, der andre Baß sang, so sehr sich auch vielleicht ihre Stimme — ihre „stimmliche Veranlagung“ würden unsre Herren Kritiker jetzt schreiben — dagegen sträubte. Bezahlt wurden für einen Bär vier Thaler. Davon bekam der erste Präsekte fünfundzwanzig Neugroschen, der Kantor — der wieder gar nichts dabei that, oft nicht einmal die Bestellung annahm, denn die Leichenbitter oder Leichenwäscherinnen, die das Singen zu bestellen hatten, kamen am liebsten gleich aufs Alumneum — zwanzig Neugroschen, der zweite Präsekte fünfzehn, jeder von den sechs Solofängern zehn Neugroschen, für damals eine sehr reichliche Bezahlung. Auf einem Kirchhofe, der außergewöhnlich weit von der Stadt entfernt lag — ich glaube, es war der „weite Neustädter“ — wurden sogar fünf Thaler bezahlt; dann erhöhte sich jeder Anteil um ein Viertel. Unsr Aufgabe bei einem Bär bestand darin, daß wir vom Thore des Kirchhofs an, wo die Leiche vom Wagen gehoben und auf die Bahre gesetzt wurde, hinter dem Leichenbitter, der den Zug eröffnete, und vor den Leichenträgern, die auf der Bahre den Sarg trugen, hergingen und einen Choral sangen, so lange bis der Zug am Grabe angekommen und der Sarg über das offene Grab gesetzt war. Dann stellten wir uns in der Nähe des Grabes, etwa hinter einer Cypresse oder einem Hollunderstrauch auf und sangen dort, nachdem die Grabrede vorüber war, während die üblichen drei Hände Erde ins Grab geworfen wurden, noch eine Arie: entweder „Wie sie so sanft ruhen“ oder „Eine Hand voll Erde“ oder „Wir drücken dir die Augen zu“ (aus Schicht's „Ende des Gerechten,“ mit etwas verändertem Text) oder: „Lieb und Freundschaft“ (aus Liedges „Urania,“ in der Komposition von Himmel). Namentlich die beiden letzten waren sehr beliebt, und sie gehören ja auch zu dem Schönsten, was je für gemischtes Quartett geschrieben worden ist. Wir Jungen waren doch gewiß durch das häufige Singen an Gräbern und durch das häufige Anhören von Leichenpredigten, in denen immer dieselben Redensarten wiederkehrten, gegen die Thränen der Leidtragenden abgestumpft; aber bei der rührenden Weise des Himmelschen Liedes, namentlich bei der süßen Chromatik der Worte: „Treten weinend an ein Blumengrab, wo die Brust versank, an der sie ruhten,“ wurde uns doch auch mitunter ein bißchen weich ums Herz. Gesungen haben wir bei all diesen Gelegenheiten, das weiß ich, wie die Engel. Wir setzten unsern ganzen Stolz darein, diese Arien so rein und zart und voll Empfindung, wie nur möglich, zu singen. Das beste Stimmmaterial des Chores war auf dem Platze. Wenn also nicht unglückliche Zufälle (Heiserkeit oder dergleichen) eintraten, so waren die a cappella-Gesänge dieses Doppel-

quartetts wohl das Beste und Schönste, was wir bieten konnten. Woher aber nun der seltsame Name „Bär“? Die einen meinten, es bedeute eigentlich „Bährsingen,“ weil wir vor der Bahre hergingen, andre wollten es als „Paarsingen“ deuten, weil wir paarweise gingen, noch andre wollten es gar vom lateinischen parentatio (Totenfeier, Totenopfer) ableiten. Eine befriedigende Erklärung konnte keiner geben; auch der Kantor wußte nicht zu helfen, der doch schon jahrzehntelang an der Schule war.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Neues über Elsaß-Lothringen. Obgleich in der letzten Zeit die deutschfeindliche Gesinnung in Frankreich mehr und mehr zu verschwinden scheint und die Revanchegedanken nach dem traurigen Ende des Boulangismus immer weiter zurücktreten, um einer ruhigeren politischen Auffassung Platz zu machen, so giebt es doch noch einen großen Kreis von Chauvinisten, die von einer Versöhnung mit Deutschland und einem endgültigen Verzicht auf Elsaß-Lothringen nichts wissen wollen. Sie hören nicht auf, in Büchern, Flugschriften und Zeitungsartikeln jeden für einen Vaterlandsverräter zu erklären, der sich mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden giebt. Diese planmäßige Aufhekung wird mit großer Hartnäckigkeit namentlich von frühern Elsaßern betrieben, die trotz ihrer echt deutschen Namen das Deutschtum gründlich hassen und sich als die eifrigsten Franzosen geben.

Neuerdings ist ein Buch von R. Käppelin erschienen, das den langen Titel führt: *L'Alsace à travers les âges, son unité d'origine et de races avec la France, ses liens avec la Lorraine, ses rapports avec l'Allemagne* (Paris, Fischbacher, 1890). Der Verfasser begnügt sich nicht mehr, wie die andern Heißsporne, mit dem Nachweis, daß das Elsaß unsers Jahrhunderts ein französisches Land geworden sei; er geht in seiner oft romanhaft aufgepuzten Darstellung bis in die vorgegeschichtliche Zeit zurück und sucht dem Leser klar zu machen, daß Elsaß auch in geologischer Beziehung zu Frankreich gehöre, also nicht von ihm getrennt werden dürfe(!). Wenn Deutschland das alles nehmen wollte, was in geologischer Hinsicht zu ihm gehört!

Der Verfasser, der sich übrigens durch eine Reihe naturwissenschaftlicher Schriften bekannt gemacht hat, schildert die Eiszeit, das Auftreten des Mammuths am linken Rheinufer, das Erscheinen des ersten Menschen im Elsaß, die Steinzeit, das Zeitalter der Bronze und des Eisens und findet im Elsaß überall dieselben Erscheinungen wie im übrigen Frankreich. Er durchleuchtet die Zeit der keltischen Eroberungen, der gallo-romanischen Einrichtungen und der gallo-fränkischen Zustände; überall und immer erscheint ihm das Elsaß als ein untrennbarer Bestandteil des übrigen Frankreichs. Karl den Großen nennen die Deutschen nach seiner Ansicht widerrechtlich ihren Kaiser; bezeichnend für die historischen Begriffe des französischen Verfassers ist es, wenn er von den Sachsen sagt: Sie leisteten ihm so lange Widerstand, bis er sie fast vernichtet und durch seine fränkischen Soldaten niedergetreten